

Alexandre Dumas
Die drei Musketiere

Alexandre Dumas d. Ä.

Die drei Musketiere

Aus dem Französischen
von Herbert Bräuning

Anaconda

Titel der französischen Originalausgabe: *Les Trois Mousquetaires* (Paris 1844). Der Text folgt der deutschen Erstausgabe dieser Übersetzung (Berlin: Rütten & Loening 1955).



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2011, 2021 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: Jean Alaux (1786–1864): Valenciennes prise d'assaut par Louis XIV. (1638–1715) le 17/03/1677. Vauban dirige les operations militaires, 1837. Versailles, Musée du Château, © 2011 White Images / Scala, Florenz

Umschlaggestaltung: dyadesign, Düsseldorf, www.dya.de

Satz und Layout: InterMedia – Lemke e. K., Heiligenhaus

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86647-617-2

www.anacondaverlag.de

Inhalt

Die drei Geschenke des alten d'Artagnan	7
Das Vorzimmer des Herrn de Treville	24
Die Audienz	35
Eine Schulter, ein Wehrgehänge und ein Taschentuch	47
Die Musketiere des Königs und die Leibwache des Kardinals ...	56
Seine Majestät König Ludwig XIII.	67
Das Hauswesen der Musketiere	87
Eine Hofintrige	97
D'Artagnan entwickelt sich	106
Eine Mausefalle im siebzehnten Jahrhundert	115
Der Knoten schürzt sich	126
Georges Villiers, Herzog von Buckingham	144
Herr Bonacieux	153
Der Mann aus Meung	162
Beamte und Soldaten	173
Der Herr Siegelbewahrer Seguier sucht mehrmals die Glocke, um zu läuten, wie er es schon früher zu tun pflegte.	182
Herr und Frau Bonacieux	194
Liebhaber und Ehemann	208
Der Feldzugsplan	216
Die Reise	226
Die Gräfin von Winter	239
Der Ball	250
Das Rendezvous	258
Der Pavillon	270
Porthos	281
Aramis und seine These	301
Athos' Frau	319
Die Rückkehr	340
Die Jagd nach der Ausrüstung	356
Mylady	366
Engländer und Franzosen	375
Ein Essen im Hause Coquenard	384
Zofe und Herrin	395
Aramis' und Porthos'Ausrüstung	406

Bei Nacht sind alle Katzen grau	416
Rachetraum	424
Myladys Geheimnis	432
Wie Athos völlig mühelos zu seiner Ausrüstung kam	440
Eine Vision	451
Eine furchtbare Warnung	461
Die Belagerung von La Rochelle	470
Ein überraschendes Geschenk	483
Das Wirtshaus »Zum roten Taubenschlag«	492
Vom Nutzen eines Ofenrohrs	501
Eheliche Szene	510
Die Bastion Saint-Gervais	517
Die Musketiere halten Rat	525
Familienangelegenheiten	544
Mißgeschick	560
Ein Gespräch zwischen Verwandten	568
Der Offizier	577
Erster Tag der Gefangenschaft	588
Zweiter Tag der Gefangenschaft	595
Dritter Tag der Gefangenschaft	603
Vierter Tag der Gefangenschaft	612
Fünfter Tag der Gefangenschaft	621
Ein Mittel aus der klassischen Tragödie	631
Die Flucht	638
Was sich am 23. August in Portsmouth zutrug	647
In Frankreich	658
Im Kloster der Karmeliterinnen zu Bethune	664
Zweierlei Dämonen	677
Ein Schluck Wein	684
Der Mann im roten Mantel	699
Das Gericht	705
Die Urteilsvollstreckung	713
Die Antwort des Kardinals	717
Epilog	727
Nachwort: Alexandre Dumas – Schriftsteller und Abenteurer	729

Die drei Geschenke des alten d'Artagnan

An einem Montag im Herbst des Jahres 1626 schien der Marktflerken Meung in einem solchen Aufruhr zu sein, als wären die Hugenotten gekommen, um daraus ein zweites Rochelle zu machen. Zahlreiche Bürger beeilten sich, als sie die Frauen zur Hauptstraße stürzen sahen und die Kinder auf den Türschwellen schreien hörten, ihren Kürass umzuschnallen, und liefen, nachdem sie ihre ein wenig unsichere Haltung durch eine Muskete oder eine Partisane gefestigt hatten, zum Gasthof des »Freimüllers«, vor dem sich lärmend und neugierig ein dichter Haufe drängte, der von Minute zu Minute größer wurde.

Zu jener Zeit waren derartige Unruhen nicht selten, und es verging kaum ein Tag, ohne daß die eine oder andere Stadt ein ähnliches Ereignis in ihren Archiven zu verzeichnen hatte. Da waren die Edelleute, die sich untereinander befehdeten; da war der König, der mit dem Kardinal auf Kriegsfuß stand, und da war der Spanier, der den König bekriegte. Außer diesen offenen oder geheimen, wilden oder erklärten Fehden gab es schließlich noch die Diebe, die Bettler, die Hugenotten, die Wölfe und die Lakaien, die gegen alle Welt Krieg führten. Gegen Diebe, Wölfe und Lakaien griffen die Bürger stets zu den Waffen, gegen die Adligen und die Hugenotten oft, auch gegen den König manchmal – aber niemals gegen den Kardinal und den Spanier. Es geschah daher nur aus alter Gewohnheit, daß sich die Bürger, als sie an besagtem Montag im Herbst des Jahres 1626 Lärm hörten und weder die gelbrote Standarte noch eine Uniform des Herzogs von Richelieu erblickten, eilends zum Gasthof des »Freimüllers« begaben.

Hier wurde sogleich jedem die Ursache des Auflaufs klar: ein junger Mann ... Zeichnen wir sein Porträt mit einem einzigen Federstrich: Man denke sich einen achtzehnjährigen Don Quichotte, einen Don Quichotte ohne Rüstung und Harnisch, in einem wollenen Wams, dessen ehemals blaue Farbe einer unbestimmbaren Tönung aus Weinrot und Himmelblau gewichen war. Das Gesicht länglich und dunkel, die Backenknochen vorspringend, was auf

Pfiffigkeit schließen läßt, die Kinnbacken ungewöhnlich stark ausgeprägt, woran man den Gascogner auch ohne Barett unfehlbar erkennt – und unser junger Mann trug sogar eins mit einem Feder schmuck. Sein Auge war offen und klug, die Nase gebogen, aber edel geformt, und da er größer als ein Jüngling, doch noch kein ausgewachsener Mann war, hätte ein weniger geübtes Auge ihn für einen Pächterssohn auf Reisen halten können, wäre nicht der lange Degen gewesen, der von einem ledernen Gehänge herabbaumelte und beim Gehen seinem Träger gegen die Waden, beim Reiten gegen das struppige Fell seines Gaules schlug.

Unser junger Mann war nämlich beritten, und zwar war sein Reittier so überaus bemerkenswert, daß es in der Tat bemerkt wurde: ein etwa zwölf bis vierzehn Jahre alter gelblicher Klepper aus dem Bearn, der wohl keine Schwanzhaare, dafür aber um so mehr Schwären an den Beinen hatte und der, obgleich er den Kopf bis zu den Knien herabhängen ließ, was den Gebrauch der Kandare überflüssig machte, noch immer seine acht Meilen am Tag zurücklegte. Unglücklicherweise wurden die Vorzüge dieses Gaules von seinem seltsamen Fell und seinem sonderbaren Gang so gut verdeckt, daß in einer Zeit, in der jedermann etwas von Pferden verstand, sein Erscheinen in Meung, wo er vor ungefähr einer Viertelstunde durch das Tor von Beaugency seinen Einzug gehalten hatte, ein Aufsehen hervorrief, das sich auch auf den Reiter ungünstig auswirkte.

Dieses Aufsehen war für den jungen d'Artagnan – so hieß der Don Quichotte dieser Rosinante – um so peinlicher, als er sich nicht verhehlen konnte, was für eine lächerliche Figur er, der sonst ein guter Reiter war, auf einem solchen Pferd, abgab; hatte er doch bereits gestöhnt, als sein Vater es ihm anvertraute. Er wußte nur zu gut, daß dieses Tier keine sieben Taler wert war; die Worte, die das Geschenk begleitet hatten, waren allerdings unbezahlbar.

»Mein Sohn«, hatte der gascognische Edelmann gesagt, »dieses Pferd wurde vor bald dreizehn Jahren im Hause deines Vaters geboren, und es ist all die Zeit über hier geblieben, schon deshalb muß du es lieben. Verkaufe es nie, laß es ruhig und ehrenvoll an Altersschwäche sterben, und ziehst du mit ihm ins Feld, dann sei gut zu

ihm wie zu einem alten Diener! Solltest du die Ehre haben, an den Hof zu kommen, eine Ehre übrigens, auf die der alte Adel unseres Hauses dir ein Recht gibt, dann erweise dich deines Namens würdig, wie es deine Ahnen seit mehr als fünfhundert Jahren gehalten haben! Du tust es für dich und die Deinen. Unter den Deinen verstehe ich deine Verwandten und deine Freunde. Nimm keine Kränkung hin, es sei denn vom König oder vom Kardinal! Durch seinen Mut, versteh mich recht, nur durch seinen Mut kann heute ein Edelmann seinen Weg machen. Wer auch nur eine Sekunde zittert, läßt sich vielleicht den Köder entgehen, den ihm das Glück gerade in diesem Augenblick hinhält. Du bist jung, du mußt tapfer sein aus zwei Gründen: einmal, weil du ein Gascogner bist, und dann, weil du mein Sohn bist. Gehe keiner Gelegenheit aus dem Wege, suche die Abenteuer! Ich habe dich gelehrt, den Degen zu führen. Deine Knie sind aus Eisen, deine Handgelenke aus Stahl. Schlage dich, sooft es nur angeht, schlage dich um so mehr, als Duelle verboten sind und deshalb doppelter Mut dazu gehört. Ich kann dir, mein Sohn, nur fünfzehn Taler, mein Pferd und diese Ratschläge mit auf den Weg geben. Deine Mutter wird noch das Rezept einer gewissen Salbe hinzufügen, das sie von einer Zigeunerin bekommen hat; diese Salbe hat die wunderbare Eigenschaft, jede Wunde zu heilen, wenn nicht gerade das Herz getroffen ist. Mach dir alles zunutze, lebe glücklich und lange! Zum Schluß möchte ich dir noch eines sagen und dich auf ein Beispiel hinweisen, nicht auf das meine, denn ich selbst bin nie bei Hofe erschienen und habe nur die Religionskriege als Freiwilliger mitgemacht – ich meine vielmehr Herrn de Treville, der einst mein Nachbar war und schon als kleiner Junge die Ehre hatte, mit unserem König Ludwig XIII., den Gott uns erhalte, zu spielen. Ihre kindlichen Spiele arteten zuweilen in Schlägereien aus, und in diesen Schlägereien war der König nicht immer der Stärkere. Die Prügel, die er dabei einsteckte, erfüllten ihn mit großer Achtung und Freundschaft für Treville. Später, auf seiner ersten Reise nach Paris, hat sich Herr de Treville fünfmal geschlagen; in der Zeit vom Tode des seligen Königs bis zur Volljährigkeit des jungen siebenmal, Kriege und Belagerungen nicht eingerechnet, und von der Volljährigkeit bis auf den heutigen Tag an die hundert-

mal! Und trotz aller Edikte, Befehle und Verordnungen ist er jetzt Hauptmann der Musketiere, also der Führer einer Legion von Cäsaren, auf die der König große Stücke hält und die der Kardinal fürchtet, er, der sich, wie jedermann weiß, nicht leicht fürchtet. Überdies bezieht Herr de Treville zehntausend Taler im Jahr, er ist also ein sehr vornehmer Herr. Er hat begonnen wie du. Suche ihn mit diesem Brief auf und richte dich ganz nach ihm, um es ihm gleichzutun!« Damit gürtete Vater d'Artagnan seinem Sohn den eigenen Degen um, küßte ihn liebevoll auf beide Wangen und gab ihm seinen Segen.

Der junge Mann verließ das väterliche Gemach und begab sich zu seiner Mutter, die ihn bereits mit dem berühmten Rezept erwartete, dessen Benutzung die eben mitgeteilten Ratschläge noch ziemlich oft erforderlich machen sollten. Der Abschied war hier länger und zärtlicher, nicht etwa, weil Herr d'Artagnan seinen Sohn und einzigen Sprößling weniger liebte, sondern weil er ein Mann war und es für unter seiner Würde hielt, einer Rührung nachzugeben; Madame d'Artagnan dagegen war eine Frau und außerdem die Mutter. Sie weinte fassungslos, und zum Lobe des jungen d'Artagnan müssen wir sagen, daß er trotz aller Anstrengungen, fest zu bleiben, wie es sich für einen zukünftigen Musketier gehörte, schließlich seiner Natur erlag: Tränen, die er nur mühsam verbergen konnte, traten ihm in die Augen.

Am selben Tag noch brach der junge Mann auf, ausgerüstet mit den drei väterlichen Geschenken, die, wie gesagt, aus fünfzehn Talern, einem Pferd und einem Schreiben an Herrn de Treville bestanden; nicht zu vergessen die guten Ratschläge, die ihm obendrein mit auf den Weg gegeben worden waren. Also ausgestattet, war d'Artagnan geistig und körperlich ein getreues Abbild des Cervanteschen Helden, mit dem wir ihn bereits so glücklich verglichen haben, als uns die Pflicht des Erzählers gebot, ein Porträt von ihm zu zeichnen. Don Quichotte hielt Windmühlen für Riesen und Schafherden für Armeen, d'Artagnan hielt jedes Lächeln für eine Beleidigung und jeden Blick für eine Herausforderung. Auf dem ganzen Weg von Tarbes bis Meung ballte er die Fäuste, und wohl zehnmal am Tag griff er nach seinem Degen, aber kein einziges Mal

flog seine Faust gegen das Kinn eines Gegners oder fuhr sein Degen aus der Scheide. Das soll nicht heißen, daß der Anblick des unglückseligen gelben Kleppers die Leute, denen er begegnete, nicht zum Lachen gereizt hätte, aber da an dem Gaul ein Degen von stattlicher Länge blinkte und über diesem Degen ein mehr wildes als stolzes Auge funkelte, unterdrückten sie ihre Heiterkeit, oder wenn ihre Heiterkeit stärker als ihre Klugheit war, versuchten sie wenigstens nur nach einer Seite hin zu lächeln wie antike Masken. D'Artagnan blieb also in seiner Würde und in seiner Empfindlichkeit unverletzt bis zu diesem unseligen Städtchen Meung.

Als er hier vor der Tür des »Freimüllers« vom Pferde stieg, ohne daß irgend jemand, Wirt, Kellner oder Stallknecht, herbeigeeilt wäre, um ihm den Steigbügel zu halten, erblickte er in einem halbgeöffneten Fenster des Erdgeschosses einen gutgewachsenen und vornehm aussehenden Edelmann mit einem etwas mürrischen Gesicht, der gerade mit zwei Personen sprach, die ihm offenbar sehr ehrerbietig zuhörten. Wie es seine Art war, glaubte d'Artagnan natürlich, Gegenstand der Unterhaltung zu sein, und horchte hin. Diesmal hatte er sich nicht ganz getäuscht; es war zwar nicht von ihm, wohl aber von seinem Pferd die Rede. Der Edelmann schien alle Eigenschaften dieser Mähre aufzuzählen, und da seine Zuhörer, wie ich schon sagte, ihm offensichtlich sehr ergeben waren, brachen sie alle Augenblicke in ein schallendes Gelächter aus. Da aber bereits ein halbes Lächeln genügte, den jungen Mann in Harnisch zu bringen, kann man sich unschwer ausmalen, wie diese lärmende Heiterkeit auf ihn wirkte.

D'Artagnan wollte zunächst wissen, wie der Unverschämte aussehe, der sich über ihn lustig machte. Er heftete seinen Blick voller Stolz auf den Fremden und erkannte in ihm einen etwa vierzig- bis fünfundvierzigjährigen Mann mit stechenden schwarzen Augen, fahlem Teint, stark hervortretender Nase und schwarzem, säuberlich gestutztem Schnurrbart. Er trug ein Wams und eine violette Kniehose mit gleichfarbenen Schnürbändern, den einzigen Schmuck bildeten die üblichen Ärmelschlitze, durch die das Hemd schimmerte. Hose und Wams waren neu, sahen jedoch zerknittert aus wie Reisekleider, die lange in einem Mantelsack

gesteckt hatten. D'Artagnan traf alle diese Feststellungen mit dem raschen Blick eines scharfsichtigen Beobachters, und zweifellos sagte ihm auch ein unwillkürliches Gefühl, daß dieser Unbekannte noch eine große Rolle in seinem Leben spielen würde.

Nun traf es sich, daß der Edelmann im violetten Wams gerade in dem Augenblick, da d'Artagnan ihn so eingehend musterte, eine besonders kluge und tiefschürfende Bemerkung über den Bearner Klepper machte, jedenfalls bogen sich seine beiden Zuhörer vor Lachen, und er selbst ließ gegen seine Gewohnheit ein mattes Lächeln, wenn man so sagen darf, über sein Gesicht huschen. Jetzt gab es keinen Zweifel mehr, d'Artagnan war wirklich beleidigt worden. In dieser Überzeugung rückte er das Barett tief in die Stirn, und bemüht, die vornehme Art nachzuahmen, die er in seiner Heimat von durchreisenden Edelleuten abgesehen hatte, legte er die eine Hand an den Degenknauf, stemmte die andere in die Hüfte und trat auf das Fenster zu. Leider geriet er mit jedem Schritt mehr in Wut, und anstelle der stolzen und würdigen Rede, die er sich für seine Herausforderung zurechtgelegt hatte, brachte er schließlich nur eine plumpe Anrede zustande, die er mit einer heftigen Geste begleitete.

»He, Ihr da!« rief er. »Was haltet Ihr Euch hinter dem Fensterladen versteckt? Ja, Euch meine ich! Sagt mir doch, worüber Ihr lacht, dann können wir zusammen lachen!«

Der Edelmann ließ seinen Blick langsam vom Pferd zum Reiter wandern, als brauche er einige Zeit, um zu begreifen, daß diese sonderbaren Anwürfe ihm galten; dann, als er nicht mehr zweifeln konnte, zog er die Brauen ein wenig hoch und antwortete in einem unbeschreiblich spöttischen und herausfordernden Ton:

»Ich spreche nicht mit Euch!«

»Aber ich mit Euch!« schrie der junge Mann, vollends aufgebracht über diese Mischung aus Unverschämtheit und guten Manieren, Anstand und Geringschätzung.

Der Unbekannte betrachtete ihn noch einen Augenblick mit leichtem Lächeln, zog sich dann langsam vom Fenster zurück und trat aus dem Haus, um sich in unmittelbarer Nähe von d'Artagnan vor dessen Pferd aufzupflanzen. Seine ruhige Haltung und seine

spöttische Miene verdoppelten die Heiterkeit der beiden anderen, die am Fenster zurückgeblieben waren. Als d'Artagnan ihn herankommen sah, zog er den Degen ein Stück aus der Scheide.

»Dieses Pferd ist oder vielmehr war in seiner Jugend bestimmt ein Goldfuchs«, setzte der Unbekannte die begonnene Musterung fort und schien dabei die Erbitterung d'Artagnans, wiewohl der genau zwischen ihm und seinen beiden Zuhörern stand, nicht im mindesten zu bemerken. »Seine jetzige Farbe ist zwar in der Botanik sehr verbreitet, doch bei Pferden, jedenfalls bis heute, sehr selten.«

»Über das Pferd lacht nur, wer über den Reiter nicht zu lachen wagt!« rief wütend der Nacheiferer de Trevilles.

»Ich lache nicht oft, wie Ihr wohl an meinem Gesicht sehen könnt«, erwiderte gelassen der Unbekannte, »aber ich werde mir jederzeit das Recht herausnehmen, zu lachen, wann es mir paßt!«

»Und ich«, brüllte d'Artagnan, »ich will nicht, daß man lacht, wenn es mir nicht paßt!«

»Wirklich?« fuhr der Unbekannte noch gelassener fort. »Nun, das ist durchaus verständlich.« Damit machte er auf dem Absatz kehrt und schickte sich an, durch den großen Torbogen, unter dem d'Artagnan gleich bei seiner Ankunft ein gesatteltes Reittier bemerkt hatte, in den Gasthof zurückzukehren.

Aber unser junger Gascogner war nicht gesonnen, jemand, der sich erdreistet hatte, ihn zu verhöhnen, einfach seines Weges ziehen zu lassen. Er riß den Degen ganz aus der Scheide und schrie, während er dem Fremden nachsetzte:

»Halt, kehrtgemacht, Herr Witzbold, damit Euch mein Degen nicht von hinten trifft!«

»Euer Degen – mich?« fragte der andere und wandte sich um, wobei er den jungen Mann ebenso erstaunt wie verächtlich musterte. »Aber geht, Ihr seid ja nicht gescheit!« Und halblaut, wie im Selbstgespräch, setzte er hinzu: »Wie ärgerlich! Was für ein Fund wäre das für Seine Majestät, die überall nach Tapferen sucht, um die Reihen ihrer Musketiere aufzufüllen.«

Kaum hatte er den Satz vollendet, als d'Artagnan einen so erbitterten Degenstoß nach ihm führte, daß er, wäre er nicht rasch

zurückgesprungen, vermutlich zum letztenmal gespottet hätte. Der Unbekannte merkte nun, daß er es nicht mehr mit einem Spaß zu tun hatte, zog den Degen, grüßte seinen Gegner und nahm würdevoll die Ausgangsstellung ein. Im selben Augenblick fielen seine beiden Zuhörer und der Wirt mit Stöcken, Schaufeln und Feuerzangen über d'Artagnan her. Hierdurch wurde d'Artagnans Angriff so schnell und so gründlich abgelenkt, daß der Unbekannte – während der junge Mann sich umdrehte, um dem Hagel von Schlägen zu begegnen – den Degen ebenso gelassen wieder in die Scheide stecken und aus der Rolle eines Kämpfers, die ihm entgangen war, wieder in die eines Zuschauers zurückfallen konnte, in welche Rolle er sich auch mit gewohntem Gleichmut fand. Allerdings murmelte er:

»Die Pest über diese Gascogner! Setzt ihn auf seinen Apfelsinengaul und laßt ihn ziehen!«

»Nicht, bevor ich dich erledigt habe, Feigling!« protestierte d'Artagnan, während er sich, so gut es ging und ohne einen Schritt zu weichen, seiner drei Angreifer erwehrte.

»Noch so eine Gasconnade«, murmelte der Edelmann. »Bei meiner Ehre, diese Gascogner sind doch unverbesserlich! Also weiter im Tanz, da er unbedingt darauf besteht! Wenn er genug hat, wird er es schon sagen.«

Aber der Unbekannte wußte noch nicht, mit was für einem Dick Schädel er es zu tun hatte; d'Artagnan war nicht der Mann, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Einige Sekunden noch währte der Kampf, denn entfiel dem erschöpften Streiter der Degen, den ein Stockhieb entzweigebrochen hatte. Gleichzeitig traf ein anderer Schlag seine Stirn und ließ ihn blutüberströmt und halb betäubt zu Boden sinken. In diesem Augenblick eilten von allen Seiten Leute herbei und füllten den Schauplatz. Da der Wirt peinliches Aufsehen befürchtete, schleppte er mit Hilfe seiner Leute den Verwundeten in die Küche, wo man sich seiner ein wenig annahm.

Unterdes war der Edelmann wieder an seinen Fensterplatz zurückgekehrt und betrachtete mit einer gewissen Ungeduld die Menge, die sich nicht zerstreute, was ihm lebhaften Verdruß zu bereiten schien.

»Nun, wie geht es dem Tollkopf?« fragte er, als sich geräuschvoll die Tür öffnete, und wandte sich nach dem Wirt um, der sich nach seinem Befinden erkundigen wollte.

»Sind Euer Gnaden gesund und unverletzt?«

»Ja, völlig gesund und unverletzt, guter Wirt. Aber ich fragte, was aus unserm jungen Heißsporn geworden ist.«

»Es geht ihm schon besser«, sagte der Wirt, »er ist in Ohnmacht gefallen.«

»Tatsächlich?«

»Aber bevor er ohnmächtig wurde, hat er noch einmal unter Aufbietung aller Kräfte nach Euch gerufen und Euch herausgefordert.«

»Dieser Bursche ist ja der Teufel in Person!« rief der Unbekannte.

»Ach nein, Euer Gnaden, der Teufel wohl nicht«, entgegnete der Wirt und machte ein verächtliches Gesicht. »Während seiner Ohnmacht haben wir ihn nämlich durchsucht – er hat in seinem Bündel nur ein Hemd und in seiner Börse nur elf Taler. Das hat ihn allerdings nicht gehindert, bevor er in Ohnmacht fiel, zu behaupten, Ihr hättet, wenn das in Paris geschehen wäre, auf der Stelle dafür gebüßt, dagegen würdet Ihr jetzt erst später dafür büßen.«

»So«, meinte der Unbekannte kalt, »dann ist er wohl so etwas wie ein verkleideter Prinz.«

»Ich sage Euch das nur, gnädiger Herr, damit Ihr Euch vorseht.«

»Und in seiner Erregung hat er keinen Namen genannt?«

»Aber ja! Er hat an seine Tasche geschlagen und dabei gesagt: Wir werden schon sehen, wie Herr de Treville über diese Beleidigung seines Schützlings denkt!«

»Herr de Treville?« versetzte der Unbekannte und wurde mit einemmal aufmerksam. »Und er hat an seine Tasche geschlagen, als er den Namen de Treville nannte? Nun, mein lieber Wirt, ich bin sicher, Ihr habt die kleine Ohnmacht des jungen Mannes nicht vorübergehen lassen, ohne auch in diese Tasche einen Blick zu werfen. Und was habt Ihr gefunden?«

»Einen Brief an Herrn de Treville, Hauptmann der königlichen Musketiere.«

»Wahrhaftig?«

»Es ist so, wie ich Euch sage, Euer Gnaden.« Der Wirt war keine große Leuchte, und so entging ihm, was für eine Wirkung seine Worte auf dem Gesicht des Unbekannten hervorgerufen hatten.

Der trat jetzt von der Fensterbank zurück, auf die er sich die ganze Zeit mit dem Ellbogen gestützt hatte, und runzelte beunruhigt die Stirn. »Zum Teufel!« murmelte er zwischen den Zähnen. »Sollte Treville mir diesen Gascogner auf den Hals geschickt haben? Er ist zwar noch reichlich jung, aber Degenstich bleibt Degenstich, da spielt das Alter des Gegners keine Rolle, und bei einem halben Kind sieht man sich weniger vor als bei jedem andern. Manchmal genügt ein kleines Hindernis, einen großen Plan zuschanden zu machen.« Der Unbekannte versank eine ganze Weile in tiefes Nachdenken.

»Hört, Wirt!« sagte er endlich. »Könntet Ihr mich nicht von diesem Hitzkopf befreien? Im Vertrauen, ich darf ihn nicht töten, indessen ...«, fügte er kalt und drohend hinzu, »indessen ist er mir unbequem. Wo steckt er denn jetzt?«

»Im Zimmer meiner Frau im ersten Stock. Man verbindet ihn dort.«

»Seine Sachen hat er alle bei sich, nicht wahr? Sein Wams hat er ja nicht ausgezogen.«

»Im Gegenteil, und das ganze Zeug liegt in der Küche. Aber wenn er Euch unbequem ist, der junge Hitzkopf ...«

»Zweifellos. Er hat in Euerm Hause einen Spektakel angerichtet, dem sich anständige Leute nicht aussetzen können. Geht jetzt hinauf und macht meine Rechnung fertig, sagt auch meinem Diener Bescheid!«

»Wie, der gnädige Herr will uns schon verlassen?«

»Das wißt Ihr doch, da ich Euch Befehl gab, mein Pferd zu satteln. Hat man mir nicht gehorcht?«

»Aber ja, und wie Euer Gnaden gewiß gesehen haben, steht Euer Pferd bereits reisefertig unterm Tor.«

»Nun wohl, dann tut, was ich Euch gesagt habe!«

Was denn, fragte sich der Wirt, hat er am Ende Angst vor diesem Bürschlein? Aber ein gebieterischer Blick des Unbekannten unterbrach seine Gedanken. Er grüßte unterwürfig und ging hinaus.

My lady braucht von diesem Kerl nicht gesehen zu werden! überlegte der Fremde. Sie muß jeden Augenblick eintreffen, sie hat sich schon verspätet. Es ist bestimmt besser, wenn ich mich auf mein Pferd setze und ihr entgegenreite ... Wenn ich doch nur erfahren könnte, was in diesem Brief an Treville steht! – Und immer noch vor sich hin murmelnd, begab er sich in die Küche.

Inzwischen war der Wirt, der nicht zweifelte, daß nur die Anwesenheit des jungen Mannes den Unbekannten aus seinem Gasthof vertrieb, zu seiner Frau hinaufgegangen, wo er d'Artagnan endlich wieder bei Bewußtsein antraf. Er gab ihm zu verstehen, daß die Polizei ihm übel mitspielen könne, weil er mit einem so hohen Herrn Streit angefangen hatte – nach Meinung des Wirtes konnte der Fremde nur ein hoher Herr sein –, und schließlich bestimmte er ihn dazu, trotz seiner Schwäche aufzustehen und seinen Weg fortzusetzen. D'Artagnan erhob sich also, noch halb betäubt und mit verbundenem Kopf, und begann, vom Wirt gedrängt, die Treppe hinabzusteigen. Als er in die Küche kam, erblickte er im Hof als erstes seinen Widersacher, der am Tritt einer mit zwei schweren normannischen Pferden bespannten Karosse stand und sich ruhig unterhielt.

Die Dame, mit der er sprach und deren Kopf in dem Wagenfenster wie eingerahmt schien, mochte ungefähr vier- oder auch fünf- undzwanzig Jahre alt sein. Wir haben an anderer Stelle bereits darauf hingewiesen, wie schnell d'Artagnan ein Gesicht mit allen Einzelheiten in sich aufzunehmen verstand; er erkannte also auf den ersten Blick, daß die Frau jung und schön war. Ihre Schönheit überraschte ihn um so mehr, als sie für den Süden, wo d'Artagnan bisher gelebt hatte, etwas völlig Fremdartiges darstellte. Die Dame war blaß und blond, mit langem, bis auf die Schulter herabfallendem lockigem Haar, großen blaßblauen Augen, rosigen Lippen und schneeweißen Händen. Sie plauderte sehr lebhaft mit dem Unbekannten.

»Seine Eminenz befiehlt mir also ...«, sagte die Dame.

»Unverzüglich nach England zurückzukehren und sofort Nachricht zu geben, wenn der Herzog London verläßt.«

»Und meine weiteren Instruktionen?« fragte die schöne Reisende.

»Befinden sich in diesem verschlossenen Kästchen, das Ihr erst auf der anderen Seite des Kanals öffnen sollt.«

»Sehr wohl. Und was macht Ihr?«

»Ich kehre nach Paris zurück.«

»Ohne diesen frechen Burschen zu züchtigen?« fragte die Dame.

Der Unbekannte wollte etwas entgegnen, aber gerade, als er den Mund öffnete, stürzte d'Artagnan, der alles gehört hatte, aus dem Haus.

»Im Gegenteil!« rief er. »Dieser freche Bursche wird Euch züchtigen, und er hofft sehr, daß Ihr ihm diesmal nicht entwischt wie das erstemal!«

»Ihm nicht entwischt?« wiederholte stirnrunzelnd der Unbekannte.

»Nun, wenn eine Dame dabei ist, werdet Ihr doch nicht zu fliehen wagen, nehme ich an.«

»Bedenkt«, rief Mylady, als sie den Edelmann nach seinem Degen greifen sah, »daß der geringste Aufschub alles gefährden kann!«

»Ihr habt recht«, versetzte der Angesprochene. »Fahrt also weiter, ich reite gleichfalls los!«

Während er grüßend den Kopf neigte und sich dann mit einem Satz in den Sattel schwang, trieb der Kutscher der Karosse seine Pferde mit wilden Peitschenschlägen an. Im Galopp entfernten sich so die beiden Fremden in entgegengesetzter Richtung.

»He, Eure Rechnung!« kreischte der Wirt, dessen Ergebenheit für den Unbekannten sich in tiefe Verachtung verwandelte, als er sah, daß sich sein Gast wie ein Zechpreller davonmachte.

»Zahle, Kerl!« rief der Fremde seinem Diener zu, der dem Wirt ein paar Münzen vor die Füße warf und dann seinem Herrn nachjagte.

»Feigling! Elender Schurke! Falscher Edelmann!« schrie d'Artagnan und versuchte, seinem Gegner nachzusetzen. Aber der Verwundete war noch zu schwach, eine solche Erschütterung auszuhalten. Er hatte noch keine zehn Schritte gemacht, da dröhnten ihm die Ohren, ein Schwindel erfaßte ihn, es wurde ihm schwarz vor den Augen, und er brach mitten auf der Straße zusammen, noch im Sturze schreiend: »Feigling! Feigling! Feigling!«

»Er ist wirklich sehr feige«, flüsterte der Wirt, der sich über den jungen Mann beugte und sich durch diese Schmeichelei mit dem armen Jungen wieder gut zu stellen hoffte.

»Ja, sehr feige«, murmelte d'Artagnan. »Aber sie ist sehr schön.«
»Wer?«

»Mylady«, stammelte d'Artagnan und wurde abermals ohnmächtig.

Macht nichts – dachte der Wirt –, ich verliere zwar die beiden, aber mir bleibt ja der hier, den ich bestimmt ein paar Tage dabehalten kann, und da verdiene ich auf jeden Fall meine elf Taler.

Man erinnert sich, daß sich die Summe in d'Artagnans Börse noch genau auf elf Taler belief.

Der Wirt hatte mit elf Tagen Krankheit, den Tag zu einem Taler, gerechnet; aber er hatte die Rechnung ohne seinen Gast gemacht. Am andern Morgen stand d'Artagnan schon früh um fünf auf, ging selber hinunter in die Küche und verlangte außer einigen anderen, uns leider nicht übermittelten Ingredienzen Wein, Öl und Rosmarin. Daraus braute er, immer das Rezept seiner Mutter in der Hand, eine Salbe, rieb damit seine zahlreichen Wunden ein, erneuerte eigenhändig die Verbände und wollte von keinem Arzt etwas wissen. Sicherlich verdankte es d'Artagnan der Wirksamkeit dieser Zigeunersalbe, vielleicht aber auch der gänzlichen Abwesenheit eines Arztes, daß er noch am selben Abend wieder auf den Beinen und am Tage darauf fast völlig geheilt war.

Aber als er nun Rosmarin, Öl, Wein und die anderen Bestandteile der Salbe bezahlen wollte, die einzige Ausgabe des jungen Mannes, der in der ganzen Zeit nichts verzehrt hatte, während sein Pferd, zumindest nach den Reden des Wirts, dreimal soviel gefressen hatte, wie man ihm billigerweise zutrauen konnte, fand er in seiner Tasche wohl die kleine abgegriffene Samtbörse mit den elf Talern, nicht aber den Brief an Herrn de Treville. Zunächst suchte er noch in aller Ruhe nach diesem Schreiben; er drehte wohl zwanzigmal seine Taschen um und um, packte seinen Mantelsack aus und wieder ein, klappte die Geldbörse auf und zu; als er jedoch zu der Überzeugung gelangt war, daß der Brief unauffindbar blieb, bekam er einen neuerlichen Wutanfall, der

ihm um ein Haar eine weitere Gelegenheit verschafft hätte, seine Salbe anzuwenden, denn angesichts des jungen Heißsporns, der da schon wieder lostobte und alles kurz und klein zu schlagen drohte, hatte sich der Wirt mit einem Spieß, seine Frau mit einem Besenstiel und jeder seiner Knechte mit einem der Stöcke bewaffnet, die schon vor zwei Tagen so treffliche Dienste geleistet hatten.

»Mein Empfehlungsbrief!« rief d'Artagnan. »Mein Empfehlungsbrief; Himmelherrgott, schafft ihn her, oder ich spieße euch alle wie Brathühner auf!«

Unglücklicherweise hinderte ein gewisser Umstand den jungen Mann daran, seine Drohung wahr zu machen, und zwar war sein Degen, wie wir bereits berichteten, beim ersten Kampf entzweiggangen, was er völlig vergessen hatte. So kam es, daß d'Artagnan, als er nun allen Ernstes blankziehen wollte, lediglich den abgebrochenen Degenstumpf in der Hand hielt, den der Wirt säuberlich wieder in die Scheide gesteckt hatte. Das andere Ende der Klinge hatte er vorsorglich beiseite geschafft, um sich eine Spicknadel daraus zu machen.

Indessen hätte diese Enttäuschung unseren jungen Wüterich kaum zurückgehalten, wenn sich der Wirt nicht inzwischen überlegt hätte, daß diese Forderung seines Gastes berechtigt war. So ließ er den Spieß sinken und fragte:

»Wo steckt nun aber der Brief eigentlich?«

»Ja, wo ist der Brief?« schrie d'Artagnan. »Ich sage Euch gleich, dieser Brief ist an Herrn de Treville gerichtet, und er muß unbedingt gefunden werden; andernfalls wird Herr de Treville schon dafür sorgen, daß er sich wiederfindet!«

Diese Drohung schüchterte den Wirt vollends ein. Nach dem König und dem Kardinal war de Treville der Mann, dessen Name im Munde der Soldaten, ja selbst der Bürger wohl am häufigsten wiederkehrte. Es gab zwar noch den Pater Josef, aber dieser Name wurde nur geflüstert, so groß war die Furcht vor der grauen Eminenz, wie man den Vertrauten des Kardinals nannte. So warf denn der Wirt seinen Spieß weg, befahl seiner Frau und den Knechten, mit Besenstiel und Stöcken ebenso zu verfahren, und ging endlich

den anderen mit gutem Beispiel voran, indem er sich anschickte, nach dem verlorenen Brief zu suchen.

»Enthielt denn dieses Schreiben etwas Wertvolles?« fragte der Wirt nach einer Weile erfolglosen Bemühens.

»Und ob!« versetzte der Gascogner, der mit dem Brief seinen Weg bei Hofe zu machen hoffte. »Er enthielt mein ganzes Vermögen.«

»Spanische Schatzbons?« fragte beunruhigt der Wirt.

»Bons auf die Privatschatulle Seiner Majestät«, erwiderte d'Artagnan, der in dieser etwas gewagten Antwort keine Lüge sehen konnte, da er ja sicher war, dank seinem Empfehlungsschreiben in die Dienste des Königs zu treten.

»Verdammt!« fluchte der Wirt, völlig verzweifelt.

»Aber auf die kommt es mir nicht an«, fuhr d'Artagnan mit der Großspurigkeit des echten Gascogners fort. »An dem Geld liegt mir nichts, wichtig war nur der Brief. Lieber wollte ich tausend Dukaten verlieren!«

Er hätte ebensogut zwanzigtausend sagen können, doch eine gewisse jugendliche Scheu hielt ihn zurück. Plötzlich kam dem Wirt, der schon ganz verstört war, daß er nichts fand, eine Erleuchtung.

»Der Brief ist gar nicht verloren!« rief er.

»So?« machte d'Artagnan.

»Nein, man hat ihn Euch weggenommen.«

»Weggenommen? Ja, aber wer denn?«

»Der Edelmann von gestern. Er war in der Küche, wo Euer Wams lag. Ganz allein war er da. Ich möchte wetten, er hat den Brief gestohlen.«

»Meint Ihr?« entgegnete d'Artagnan wenig überzeugt, denn er kannte am besten die rein persönliche Bedeutung des Briefes und begriff nicht, was daran für einen anderen von Wert sein sollte. Tatsächlich hätte weder einer der Diener noch einer der anwesenden Gäste mit dem Schreiben etwas anfangen können. »Ihr wollt also sagen«, fuhr d'Artagnan fort, »daß Ihr diesen unverschämten Herrn im Verdacht habt?«

»Ich bin ganz sicher, daß er es war«, erklärte der, Wirt. »Als ich ihm sagte, daß Euer Gnaden ein Schützling des Herrn de Treville

sind und sogar einen Brief an diesen bedeutenden Mann bei sich haben, wurde er auf einmal sehr unruhig. Er hat mich gefragt, wo denn der Brief wäre, und dann ist er gleich in die Küche gegangen, wo, wie er wußte, Euer Wams lag.«

»Dann ist er auch der Dieb«, sagte d'Artagnan. »Ich werde mich bei Herrn de Treville beschweren, und Herr de Treville wird sich seinerseits beim König beklagen.«

Damit zog er großartig zwei Taler aus der Tasche, gab sie dem Wirt, der ihn mit dem Hut in der Hand bis ans Tor geleitete, und bestieg sein gelbes Roß, das ihn ohne weitere Zwischenfälle bis an die Porte Saint-Antoine von Paris trug, wo er es für drei Taler verkaufte, was ein sehr guter Preis war, denn d'Artagnan hatte es auf der letzten Wegstrecke reichlich strapaziert. Der Pferdehändler, dem er seinen Klepper für die besagten drei Taler überließ, verhehlte denn auch dem jungen Mann nicht, daß ihn nur die ungewöhnliche Farbe des Tieres zu diesem enormen Preis bewogen habe.

Zu Fuß also hielt d'Artagnan seinen Einzug in Paris. Er trug den kleinen Mantelsack unterm Arm und wanderte so lange umher, bis er endlich ein Zimmer fand, das der Dürftigkeit seiner Mittel entsprach. Es war eine Art Mansarde in der Rue des Fossoyeurs, nicht weit vom Luxembourg-Garten. Nachdem er die Miete im voraus entrichtet hatte, nahm er von seiner neuen Wohnung Besitz und verbrachte den Rest des Tages damit, sein Wams und seine Hosen mit Borten zu benähen, die seine Mutter von einem fast neuen Rock des Vaters abgetrennt und ihm heimlich zugesteckt hatte. Dann ging er auf den Quai de la Ferraille, wo er sich eine neue Klinge an seinen Degen schmieden ließ, und begab sich anschließend zum Louvre, wo er den ersten Musketier, der ihm begegnete, nach dem Haus des Herrn de Treville fragte. Er erfuhr, daß es in der Rue du Vieux-Colombier lag, also in unmittelbarer Nachbarschaft des Hauses, in dem er sich ein Zimmer gemietet hatte, ein Umstand, der ihm ein glückliches Vorzeichen für den Erfolg seiner Reise zu sein schien.

Durchaus zufrieden mit der Art, wie er sich in Meung aufgeführt hatte, ohne Gewissensbisse über die Vergangenheit, voller Ver-

trauen in die Gegenwart und voller Hoffnungen auf die Zukunft, legte er sich endlich nieder und schlief den Schlaf des Gerechten. Dieser noch durchaus provinzierische Schlaf dauerte bis neun Uhr morgens, zu welcher Stunde er sich erhob, um bei dem berühmten Herrn de Treville vorzusprechen, der, wenigstens nach Meinung seines Vaters, der dritte Mann im Königreich war.

Das Vorzimmer des Herrn de Treville

Herr de Troisville, wie seine Familie noch in der Gascogne hieß, oder Herr de Treville, wie er selbst sich in Paris nannte, hatte buchstäblich genauso angefangen wie d'Artagnan, das heißt ohne einen roten Heller, doch mit jenem Schatz an Kühnheit, Witz und Verstand, durch den der ärmste gascognische Krautjunker in seinen Hoffnungen oft mehr vom väterlichen Erbe mitbekommt, als der reichste Edelmann des Perigord oder einer anderen Provinz tatsächlich erbt. Sein unverschämtes Draufgängertum und sein noch unverschämteres Glück hatten ihn zu einer Zeit, da es Schläge wie Hagelkörner regnete, zur höchsten Spitze der steilen Leiter emporgetragen, die man Hofgunst nennt und von deren Sprossen er immer vier auf einmal erklommen hatte.

Er war der Freund des Königs, der bekanntlich das Andenken seines Vaters, Heinrichs IV., in hohen Ehren hielt. Trevilles Vater hatte diesem König in seinen Kriegen gegen die Liga so treu gedient, daß ihm Heinrich IV. nach der Übergabe von Paris in Ermangelung von Geld – woran es dem Bearner zeitlebens gebrach, so daß er seine Schulden stets mit dem einzigen bezahlte, was er nicht zu borgen brauchte: mit Geist und Witz –, daß er ihm also in Ermangelung von Geld die Erlaubnis erteilte, als Wappen einen goldenen Löwen im roten Feld mit der Devise »Fidelis et fortis« zu führen. Das war zwar sehr ehrenvoll, aber wenig einträglich. Als daher der berühmte Waffengefährte des großen Heinrich starb, hinterließ er seinem Sohn nur Degen und Wappenspruch. Dieser Erbschaft indessen und seinem makellosen Namen verdankte es der Sohn, daß er in das Haus des jungen Prinzen aufgenommen wurde, wo er von seinem Degen so guten Gebrauch machte und seinem Wahlspruch so treu blieb, daß Ludwig XIII., selbst einer der trefflichsten Fechter im Königreich, bei mehr als einer Gelegenheit erklärte: er würde einem Freund, der sich zu schlagen hätte, als Sekundanten zuerst sich selbst und dann Treville, vielleicht aber auch diesen an erster Stelle empfehlen.

So empfand Ludwig XIII. eine wirkliche Anhänglichkeit für Treville, eine königliche, eine selbstsüchtige Anhänglichkeit zwar, aber

eben doch eine Anhänglichkeit. In jenen unglücklichen Zeiten war man nämlich sehr bemüht, sich mit Männern vom Schlage Trevilles zu umgeben. Wohl gab es viele, die den zweiten Teil des Wappenspruchs auf sich beziehen und sich »stark« nennen konnten, aber nur wenige konnten mit dem ersten Teil von sich sagen, daß sie auch »treu« wären. Zu ihnen gehörte Treville; er war einer jener seltenen Menschen, die den gehorsamen Verstand eines Hundes mit blindem Mut, scharfem Auge und rasch zupackender Hand vereinen, und das Auge schien ihm nur gegeben, um darüber zu wachen, ob der König mit jemand unzufrieden wäre, die Hand nur, um diesen Mißliebigen niederzuschlagen. Bisher hatte es ihm lediglich an einer günstigen Gelegenheit gefehlt, aber er war auf der Hut und fest entschlossen, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen, so sie sich jemals in greifbarer Nähe zeigte. Schließlich machte Ludwig XIII. Treville zum Hauptmann seiner Musketiere, die der König wegen ihrer Ergebenheit oder richtiger wegen ihres fanatischen Draufgängertums ebenso schätzte wie Heinrich III. seine Leibwache und Ludwig IX. seine schottische Garde.

Der Kardinal seinerseits blieb in dieser Beziehung keineswegs hinter dem König zurück. Als er sah, mit welcher furchterregender Garde sich Ludwig XIII. umgab, hatte auch er, Frankreichs zweiter und im Grunde eigentlicher König, eine eigene Schutztruppe haben wollen. So besaß denn nun jeder seine Musketiere, und man sah, wie die beiden rivalisierenden Mächte in allen Provinzen des Landes, ja selbst in den benachbarten Staaten die berühmtesten Kampfahnen umwarben, um sie für ihre Dienste zu gewinnen. Bei ihrer allabendlichen Schachpartie stritten Richelieu und Ludwig XIII. oft über die Verdienste ihrer Leute. Jeder rühmte den Mut und die Haltung der Seinen, und während sie sich laut gegen alle Zweikämpfe und Schlägereien aussprachen, stachelten sie insgeheim ihre Mannen dazu auf und empfanden ehrliche Trauer über jede Niederlage und maßlose Freude über jeden Sieg der Ihren.

Treville hatte sehr früh die schwache Seite seines Herrn erkannt, und diesem Umstand verdankte er die lange und beständige Gunst eines Königs, dem nicht gerade nachgesagt werden kann, daß er

seinen Freunden sonderlich treu gewesen wäre. Er ließ seine Musketiere in so aufreizender Weise vor dem Kardinal paradieren, daß sich die grauen Schnurrbarthaare Seiner Eminenz vor Zorn sträubten. Treville verstand sich ausgezeichnet auf die Kriegführung jener Zeit, in der man, sofern gerade kein Feind verfügbar war, auf Kosten der eigenen Landsleute lebte. Seine Soldaten bildeten eine Legion wahrer Teufel, die niemand gehorchten außer ihm. In nachlässigem Aufzug, meist bezechet und tüchtig zerschrammt, trieben sich die Musketiere des Königs oder richtiger des Herrn de Treville in den Schenken, auf den Promenaden und in den Spielhäusern herum, grölten und zwirbelten ihre Schnurrbärte, ließen ihre Degen klirren und rempelten mit Vorliebe die Garden des Kardinals an, wo immer sie ihnen begegneten. Unter scherzhaften Reden zogen sie auf offener Straße vom Leder. Wenn manchmal einer getötet wurde, konnte er sicher sein, daß man ihn betrauern und rächen würde; und wenn sie, was häufiger geschah, selber einen von den anderen töteten, konnten sie sicher sein, daß Herr de Treville sie davor bewahrte, im Gefängnis zu verschimmeln. Diese Männer vergötterten ihren Hauptmann und sangen sein Lob in allen Tonarten; so rauhebeinig sie auch sonst waren, vor Treville zitterten sie wie Schulbuben vor ihrem Lehrer, ihm gehorchten sie aufs Wort, bereit, den leisesten Tadel mit ihrem Blut abzuwaschen.

Herr de Treville bediente sich dieses Werkzeugs in erster Linie für den König und dessen Freunde, im weiteren aber auch für sich selbst und seine Freunde. Übrigens findet sich in den Memoiren jener Zeit, die uns doch so viele Memoiren hinterlassen hat, nirgends ein Wort, nicht einmal von seinen Feinden – und deren hatte er nicht wenige unter den Helden der Feder und des Degens –, das diesen wackeren Edelmann bezichtigte, er hätte sich die Dienste seiner Leute bezahlen lassen. Bei allem glänzenden diplomatischen Geschick, das ihn den gerissensten Intriganten ebenbürtig machte, blieb er eine ehrliche Haut. Ja, trotz der langen Stoßdegen, von denen man steife Lenden bekommt, und ungeachtet der anstrengenden militärischen Übungen, war er einer der galantesten Bummler, einer der elegantesten Weiberhelden und einer der gewandtesten Schönredner seiner Zeit; man sprach von Trevilles Erfolgen bei

Frauen wie zwanzig Jahre zuvor von denen Bassompierres, und das wollte etwas heißen. Kurz, der Hauptmann der Musketiere wurde bewundert, gefürchtet und geliebt, was bekanntlich das höchste Glück des Menschen ausmacht.

Wenn Ludwig XIV. ein halbes Jahrhundert später alle kleinen Sterne seines Hofes mit seinem Glanz verdunkeln sollte, billigte sein Vater noch jedem Günstling Eigenwert und persönliche Ausstrahlung zu. Außer den Levers beim König und beim Kardinal gab es damals in Paris mehr als zweihundert kleinere, wenn auch oft etwas gesuchte Levers. Eines der beliebtesten war das bei Herrn de Treville.

Der Hof seines in der Rue du Vieux-Colombier gelegenen Hauses glich einem Heerlager, und das im Sommer von morgens sechs, im Winter von morgens acht Uhr an. In voller Rüstung und zu allem bereit, stolzierten hier ständig fünfzig bis sechzig Musketiere auf und ab, die sich offenbar immer wieder abwechselten, um stets eine eindrucksvolle Menge abzugeben. Auf einer der geräumigen Treppen, die so viel Platz einnahmen wie heutzutage ein ganzes Haus, drängten sich Bittsteller aus Paris, die irgendeiner Gunst nachjagten, Edelleute aus der Provinz, die in die Garde aufgenommen werden wollten, sowie Lakaien in allen möglichen Livreen, die Botschaften ihrer Herren überbrachten. Im Vorzimmer saßen auf langen Rundbänken die Auserwählten, die zur Audienz bestellt waren. Während diesen Raum von früh bis spät ein dumpfes Stimmengewirr erfüllte, empfing Herr de Treville im anstoßenden Arbeitszimmer seine Besucher, hörte sich ihre Klagen an, erteilte Befehle und brauchte nur ans Fenster zu treten, um wie der König vom Balkon des Louvre herab seine Truppe vorüberdefilieren zu sehen.

An dem Tag, da d'Artagnan sich hier einfand, war das Bild der Menge sehr eindrucksvoll, besonders für einen jungen Mann aus der Provinz, wenn auch die Gascogner zu jener Zeit in dem Ruf standen, sich nicht so leicht einschüchtern zu lassen. Wer nämlich den Hof betrat, geriet sogleich in ein dichtes Gewühl lärmender Kriegersleute, die einander Scherzworte und Sticheleien zuriefen. Um sich hier einen Weg zu bahnen, mußte man schon Offizier, Edelmann oder eine hübsche Frau sein.

Durch dieses Gewoge schritt also klopfenden Herzens unser junger Freund. Er preßte sein langes Rapier gegen die schwächtigen Beine und hielt mit dem etwas verlegenen Lächeln des Provinzlers, der Haltung bewahren will, die Krempe seines Hutes fest. Sobald er an einer Gruppe vorüber war, atmete er auf, aber er merkte wohl, daß man sich nach ihm umdrehte, und d'Artagnan, der bisher eine ganz gute Meinung von sich hatte, kam sich zum erstenmal in seinem Leben lächerlich vor.

Als er bei der Treppe anlangte, wurde es noch schlimmer. Etwa zehn bis zwölf Musketiere umlagerten die untersten Stufen, auf denen vier ihrer Kameraden sich damit vergnügten, daß der eine von einer höheren Stufe aus mit dem blanken Degen den anderen drei den Aufgang verwehrte oder doch zu wehren suchte. Alle vier fochten sehr gewandt. D'Artagnan glaubte zuerst, es handle sich um stumpfe Übungsklingen, aber einige leichtere Verwundungen verrieten ihm bald, daß die Waffen im Gegenteil aufs beste geschliffen und zugespitzt waren. Bei jedem Treffer brachen übrigens nicht nur die Zuschauer, sondern auch die Kämpfer in wieherndes Gelächter aus.

Der Mann, der eben jetzt oben stand, hielt seine Gegner glänzend in Schach. Bedingung war, daß jeder Getroffene ausschied und seinen Einsatz an den besseren Fechter verlor. Binnen fünf Minuten hatte der Verteidiger der Treppe, ohne auch nur geritzt zu werden, alle drei Angreifer verwundet, den einen am Handgelenk, den anderen am Kinn, den dritten am Ohr, so daß ihm seine Geschicklichkeit einen dreifachen Gewinn eintrug.

So ungerne sich auch unser junger Freund in Erstaunen setzen ließ, dieser Zeitvertreib ergötzte ihn. Er hatte in seiner Heimat, wo sich die Köpfe so leicht erhitzen, schon manchen Zweikampf gesehen, aber was diese vier Musketiere aufführten, schien ihm denn doch toller als alles, was ihm bisher zu Ohren gekommen war. Er glaubte sich in das berühmte Land der Riesen versetzt, das dem armen Gulliver solchen Schrecken einjagte, und dabei war er keineswegs am Ziel; vorher galt es noch, den Treppenabsatz und das Vorzimmer zu meistern.

Auf dem Treppenabsatz focht man nicht, hier erzählte man sich Weibergeschichten, während im Vorzimmer der neueste Hofkletsch

die Runde machte. Auf dem Treppenabsatz wurde d'Artagnan rot, im Vorzimmer blaß. Seine wache und lebhaft Phantasie, die in der Gascogne wohl den jungen Kammerzofen und manchmal einer jungen Herrin gefährlich werden konnte, hatte ihm niemals, nicht einmal im höchsten Rausch, auch nur die Hälfte der erstaunlichen Liebesabenteuer und nur ein Viertel der galanten Ruhmestaten vorgegaukelt, die hier durch die Aufzählung klangvollster Namen und kaum verhüllter Einzelheiten noch großartiger wirkten. Aber wenn auf dem Treppenabsatz sein moralisches Empfinden beleidigt wurde, so fand sich im Vorzimmer seine Achtung für den Kardinal herausgefordert. Zu seiner größten Verwunderung hörte d'Artagnan, wie hier nicht nur die Politik des Kardinals, vor der ganz Europa zitterte, sondern auch sein Privatleben, für dessen Verunglimpfung viele hochgestellte Herren bestraft worden waren, laut kritisiert wurde. Der große Mann, den d'Artagnans Vater so sehr verehrte, diente den Musketieren des Herrn de Treville als Zielscheibe ihres Witzes, und sie machten sich über seine krummen Beine und seinen Buckel lustig. Einige sangen Spottlieder auf seine Geliebte, Madame d'Aiguillon, und auf seine Nichte, Madame Combalet, während andere gegen die Pagen und Gardisten des Kardinals Ränke schmiedeten – lauter Dinge, die d'Artagnan für schauerliche Unmöglichkeiten hielt. Sobald jedoch in der Unterhaltung unversehens der Name des Königs fiel, schien ein Knebel all diese spottsüchtigen Mäuler für einen Augenblick zu verstopfen. Man schaute sich unsicher um, als traue man nicht recht der Verschwiegenheit der dünnen Scheidewand zu Trevilles Arbeitszimmer; doch bald brachte eine Anspielung das Gespräch wieder auf Seine Eminenz zurück, und man lachte womöglich noch ausgelassener; es blieb kein Winkel im Privatleben des Kardinals, der nicht voll ausgeleuchtet wurde.

Diese Leute werden bestimmt alle in die Bastille geworfen und aufgehängt! dachte d'Artagnan mit Schrecken. Und mir wird es ohne Zweifel nicht anders ergehen, denn ich habe alles mit angehört, bin also mitschuldig. Was würde mein Vater sagen, der mir die Achtung vor dem Kardinal so ans Herz gelegt hat, wenn er mich in der Gesellschaft dieser gottlosen Spötter sähe?

Wie sich denken läßt, wagte d'Artagnan nicht, sich an der Unterhaltung zu beteiligen; aber er riß die Augen auf, spitzte die Ohren und spannte alle fünf Sinne an, damit ihm nichts entging. Wenn er auch fest auf die väterlichen Ratschläge vertraute, war er ganz gefühlsmäßig doch weit eher geneigt, die unerhörten Dinge, die sich vor ihm abspielten, zu loben als zu tadeln.

Unterdessen war man auf den jungen Mann, den keiner der Höflinge kannte und den man hier zum erstenmal sah, aufmerksam geworden und fragte ihn, was er wünsche. D'Artagnan nannte bescheiden seinen Namen, berief sich auf seine Landsmannschaft und bat den Kammerdiener, der sich mit dieser Frage an ihn gewandt hatte, Herrn de Treville um eine kurze Audienz für ihn zu bitten, was der Diener auch gönnerhaft versprach. D'Artagnan hatte sich inzwischen von seiner ersten Verblüffung etwas erholt und konnte nun in Muße die Gesichter und Trachten ein wenig studieren.

Den Mittelpunkt der sich am lebhaftesten gebärdenden Gruppe bildete ein hochgewachsener, würdevoll dreinschauender Musketier, der durch seine wunderliche Kleidung alle Blicke auf sich zog. Er trug im Augenblick nicht den Uniformrock, der übrigens in dieser Zeit geringerer Freiheit, aber größerer Unabhängigkeit auch nicht obligatorisch war, sondern einen schon etwas verschossenen, abgenutzten himmelblauen Leibrock und darüber ein prächtiges Wehrgehänge, dessen Goldstickereien wie ein sonnenbeschienener Wasserspiegel glitzerten und gleißelten. Ein langer karmesinroter Samtmantel fiel ihm anmutig von den Schultern und ließ vorn nur das funkelnde Wehrgehänge sehen, an dem ein gigantischer Stoßdegen befestigt war. Dieser Musketier kam gerade vom Wachdienst; er klagte, daß er sich erkältet habe, und hustete von Zeit zu Zeit affektiert. Nur deshalb hatte er, wie er den Umstehenden erklärte, den Mantel angelegt. Während er dies ganz von oben herab sagte und dabei verächtlich seinen Schnurrbart zwirbelte, bewunderten die anderen, allen voran d'Artagnan, entzückt das glänzende Wehrgehänge.

»Was wollt ihr?« sagte der Musketier. »Das ist jetzt Mode. Ziemlich verrückt, ich weiß, aber die Mode will es so. Und dann muß man ja auch das Geld, das man geerbt hat, irgendwie ausgeben!«

»Aber Porthos«, rief einer, »du willst uns doch nicht weismachen, daß du dieses Wehrgehänge der Großzügigkeit deines Vaters verdankst! Es war doch wohl eher die verschleierte Dame, mit der ich dich letzten Sonntag an der Porte Saint-Honore gesehen habe.«

»Nein, bei meiner Ehre und bei meinem Wort als Edelmann, ich habe es selbst und von meinem eigenen Geld gekauft!« entgegnete der mit Porthos Angesprochene.

»Ja«, sagte ein anderer Musketier, »so wie ich diese neue Börse gekauft habe – mit dem Geld, das mir meine Geliebte in die alte gesteckt hat.«

»Es ist aber so«, beteuerte Porthos, »und der Beweis ist, daß ich hundert Taler dafür bezahlt habe.«

Die Bewunderung stieg, aber der Zweifel wollte nicht weichen.

»Nicht wahr, Aramis?« fragte Porthos und wandte sich an einen anderen Musketier, dessen Erscheinung einen vollkommenen Gegensatz zu der des Fragenden bildete.

Es war ein junger Mann von höchstens dreiundzwanzig Jahren, mit kindlichem Gesicht, schwarzen, sanft blickenden Augen und einer Haut, so rosig und samtweich wie ein Pfirsich im Herbst; der feine Schnurrbart zeichnete über der Oberlippe einen schnurgeraden Strich; die Hände schienen ein Herabhängen zu meiden, als fürchteten sie, die Adern könnten anschwellen, und von Zeit zu Zeit kniff er sich in die Ohrläppchen, damit sie stets in einem zartrosa Ton schimmerten. Er sprach meist nur wenig und sehr langsam, grüßte oft, lachte lautlos und zeigte dabei schöne, regelmäßige Zähne, auf deren Pflege er, wie auf seine ganze Erscheinung, die größte Sorgfalt zu verwenden schien. Auf den Zuruf seines Freundes antwortete er mit einem kurzen Kopfnicken.

Diese Bestätigung schien alle Zweifel hinsichtlich des Wehrgehänges zu bannen. Man bewunderte es wohl noch, aber man sprach nicht mehr davon, und die Unterhaltung wandte sich einem anderen Gegenstand zu.

»Was haltet Ihr übrigens von der Geschichte, die Chalais' Stallmeister erzählt?« fragte ein anderer Musketier, ohne sich an jemand Bestimmtes zu wenden.

»Was erzählt er denn?« fragte Porthos in selbstgefälligem Ton.

»Er will Rochefort, den verschworenen Handlanger des Kardinals, als Kapuziner verkleidet, in Brüssel gesehen haben. Dank seiner Verkleidung hat dieser verdammte Rochefort den Herrn de Laigues wie einen dummen Jungen, der er auch ist, überlistet.«

»Wie einen dummen Jungen, ja«, sagte Porthos. »Aber ist das Ganze auch sicher?«

»Ich hab es von Aramis«, antwortete der Musketier.

»Wirklich?«

»Aber das wißt Ihr doch, Porthos«, warf Aramis ein, »ich habe es Euch ja gestern erzählt. Reden wir nicht mehr davon!«

»Nicht mehr davon reden!« rief Porthos. »Ja, so seid Ihr: nicht mehr davon reden! Beim Henker, Ihr werdet rasch fertig mit so etwas! Wie denn, der Kardinal läßt einen Edelmann bespitzeln, läßt ihm durch einen Verräter, einen Räuber und Erzgauner, die Briefschaften stehlen und bringt ihn schließlich mit Hilfe dieses Spions und dieser Briefe an den Galgen, unter dem lächerlichen Vorwand, der Ärmste hätte den König umbringen und die Königin mit Monsieur verheiraten wollen! Niemand wußte auch nur ein Sterbenswort von dieser geheimnisvollen Geschichte, Ihr selbst habt sie uns erst gestern zu unser aller Genugtuung erzählt, und während wir über all das noch ganz sprachlos sind, kommt Ihr heute und sagt: Reden wir nicht mehr davon!«

»Nun gut, da Ihr es wünscht, reden wir weiter davon!« erwiderte Aramis geduldig.

»Wenn ich der Stallmeister des armen Chalais wäre«, rief Porthos aus, »dann könnte sich dieser Rochefort auf einen schlimmen Augenblick gefaßt machen!«

»Und Ihr auf eine unangenehme Viertelstunde mit dem Roten Herzog«, versetzte Aramis.

»Der Rote Herzog! Ha, das ist gut!« Porthos klatschte in die Hände und nickte beifällig. »Der Rote Herzog, bravo, das ist glänzend! Ich werde das Wort unter die Leute bringen, mein Bester, da seid ganz unbesorgt! Ein witziger Kopf, unser Aramis. Schade nur, daß Ihr nicht Eurer Bestimmung folgen könnt, Ihr hättet einen wunderbaren Abbé abgegeben!«

»Oh, das ist nur aufgeschoben, eines Tages werde ich es schon noch. Ihr wißt ja, Porthos, daß ich zu diesem Zweck noch immer Theologie studiere.«

»Wahrhaftig«, erklärte Porthos, »früher oder später wird aus ihm noch ein Abbé!«

»Schon bald.«

»Er wartet nur noch auf etwas Bestimmtes, dann zieht er wieder die Soutane an, die jetzt hinter seiner Uniform im Schrank hängt«, meinte ein Musketier.

»Und worauf wartet er?« fragte ein anderer.

»Er wartet darauf, daß die Königin der Krone Frankreichs einen Erben schenkt.«

»Aber meine Herren, darüber reißt man keine Witze«, sagte Porthos. »Gott sei Dank ist die Königin noch jung genug dazu.«

»Es heißt, daß sich Buckingham zur Zeit in Frankreich aufhält«, versetzte Aramis mit anzüglichem Lächeln, das der scheinbar so harmlosen Bemerkung einen ziemlich anstößigen Sinn gab.

»Jetzt seid Ihr im Unrecht, Freund Aramis«, unterbrach ihn Porthos. »In Eurer Sucht, immer geistreich zu sein, verliert Ihr jedes Maß. Wenn Euch Herr de Treville gehört hätte, würde es Euch übel bekommen.«

»Wollt Ihr mich schulmeistern, Porthos?« rief Aramis, und in seinen sanften Augen blitzte es auf.

»Mein Lieber«, entgegnete Porthos, »seid, was Ihr wollt, Musketier oder Abbé, nur seid nicht beides auf einmal! Erst kürzlich hat Athos zu Euch gesagt: Ihr eßt aus allen Krippen. Bitte, wir wollen uns nicht streiten, es wäre zwecklos, denn Ihr wißt ja, was zwischen Euch, Athos und mir abgemacht ist! Ihr geht zu Madame d'Aiguillon und macht ihr den Hof; Ihr geht zu Madame de Bois-Tracy, der Kusine von Madame de Chevreuse, und man sagt Euch nach, daß Ihr bei dieser Dame in hoher Gunst steht. Oh, Ihr braucht Euer Glück nicht einzugestehen, niemand will Eure Geheimnisse wissen, man kennt ja Eure Verschwiegenheit. Aber wenn Ihr schon diese Tugend besitzt, dann macht – zum Teufel noch mal – auch in bezug auf Ihre Majestät Gebrauch davon! Beschäftige sich mit dem König und dem Kardinal wer will,

doch die Königin ist heilig, und wenn schon einer von ihr spricht, tu er's im Guten!«

»Ich muß schon sagen, Porthos, Ihr seid anmaßend wie Narzissus«, sagte Aramis. »Ihr wißt, daß mir Moralpredigten verhaßt sind, ausgenommen die von Athos. Was aber Euch angeht, so habt Ihr ein viel zu prächtiges Wehrgehänge, als daß Ihr auf diesem Gebiet besonders glänzen könntet. Ich werde die Soutane nehmen, wann es mir beliebt. Vorerst bin ich Musketier, und in dieser Eigenschaft kann ich jederzeit sagen, was mir beliebt, so wie es mir eben jetzt gefällt, Euch zu sagen, daß Ihr meine Geduld allzusehr strapaziert.«

»Aramis!«

»Porthos!«

»Aber meine Herren!« rief man von allen Seiten.

In diesem Augenblick öffnete ein Lakai die Tür zum Arbeitszimmer und meldete:

»Herr d'Artagnan? Herr de Treville läßt bitten!«

Bei dieser Ankündigung, während der die Tür geöffnet blieb, verstummte alles, und inmitten der völligen Stille durchschritt unser junger Gascogner das Vorzimmer in seiner ganzen Länge und trat bei dem Hauptmann der Musketiere ein, nicht ohne sich von Herzen zu beglückwünschen, daß er auf diese Weise noch beizeiten den Weiterungen des absonderlichen Streites entgangen war.

Die Audienz

Herr de Treville war im Augenblick alles andere als gut gelaunt, dennoch begrüßte er den jungen Mann, der sich bis zur Erde verneigte, sehr liebenswürdig und lächelte über den Bearner Tonfall, der ihm da so unverfälscht entgegenklang und der ihm seine Jugend und seine Heimat naherückte, zwei Dinge, an die jeder Mensch zeitlebens gern erinnert wird. Doch fast sogleich machte er d'Artagnan ein Zeichen mit der Hand, als bitte er ihn um Erlaubnis, erst die anderen abzufertigen, bevor er sich ihm widmen könne, trat dann an die Tür zum Vorzimmer und rief mit einer Stimme, die rasch anschwell und in einem Atemzug die ganze Tonskala von herrischer Strenge bis zu zorniger Gereiztheit durchlief:

»Athos, Porthos, Aramis!«

Die beiden Musketiere, mit denen wir bereits Bekanntschaft geschlossen haben und die auf die beiden letzten Namen hörten, lösten sich sofort aus der Menge und gingen ins Arbeitszimmer. Obwohl sie keineswegs ganz ruhig wirkten, erregten sie durch ihre würdevolle und zugleich ehrerbietige Ungezwungenheit die Bewunderung d'Artagnans, der in diesen Männern Halbgötter und in ihrem Hauptmann einen mit tausend Blitzen bewaffneten Jupiter sah.

Als die beiden Musketiere eingetreten waren und die Tür sich hinter ihnen wieder geschlossen hatte, als auch draußen, wo der Aufruf der drei Musketiere zweifellos neuen Gesprächsstoff geliefert hatte, das Gemurmel wieder einsetzte und als endlich Herr de Treville wortlos, mit gefurchter Stirn, ein paarmal im Zimmer auf und ab geschritten war, immer dicht an Porthos und Aramis vorbei, die stumm und steif wie bei einer Parade dastanden, pflanzte er sich plötzlich gerade vor ihnen auf, maß sie von Kopf bis Fuß mit zornigem Blick und herrschte sie an:

»Wißt ihr, was mir der König gestern abend gesagt hat? Wißt ihr das, meine Herren Musketiere?«

»Nein«, antworteten die beiden nach kurzem Schweigen, »nein, wir wissen es nicht.«

»Aber ich hoffe, Ihr werdet uns die Ehre erweisen, es uns zu sagen«, fügte Aramis im höflichsten Ton der Welt und mit der anmutigsten Verbeugung hinzu.

»Er hat mir angedroht, daß er in Zukunft seine Musketiere unter den Garden Seiner Eminenz rekrutieren wird.«

»Unter den Garden des Kardinals?« fragte Porthos heftig. »Und warum?«

»Weil er wohl einsieht, daß seinem dünnen Wein ein edler Tropfen beigemischt werden muß, damit er wieder spritzig wird.«

Die beiden wurden rot bis unter die Haarwurzeln, und d'Artagnan wäre vor Verlegenheit am liebsten in die Erde gesunken.

»Ja, ja«, fuhr Herr de Treville fort und ereiferte sich immer mehr, »Seine Majestät hat ganz recht, denn die Musketiere spielen am Hof, bei Gott, eine traurige Rolle! Gestern, beim abendlichen Schachspiel mit dem König, erzählte der Herr Kardinal mit bekümmelter Miene, die mir sehr mißfiel, die verdammten Musketiere, Höllenhunde und Erzhalunken – bei diesen Worten hatte seine Stimme einen unüberhörbaren spöttischen Unterton, der mir noch stärker mißfiel – hätten vorgestern in einer Schenke der Rue Ferou den Zapfenstreich versäumt, so daß eine Streife seiner Garde – ich dachte, im nächsten Augenblick lacht er mir dreist ins Gesicht – die Ruhestörer in Gewahrsam nehmen mußte. Kreuzdonnerwetter, ihr müßt etwas davon wissen! Musketiere, die sich einfach festnehmen lassen! Ihr wart dabei, leugnet es nicht! Man hat euch gesehen, der Kardinal nannte eure Namen. Aber ich bin ja selber schuld, jawohl, ich bin selber schuld, denn ich wähle ja meine Leute aus. Warum, zum Teufel, habt Ihr Euch so um einen Waffenrock gerissen, Aramis, wenn Euch die Soutane doch viel besser zu Gesicht steht? Und Ihr, Porthos, Ihr habt wohl Euer schönes goldenes Wehrgehänge nur, um einen Strohdegen zu tragen, wie? Und Athos – ich sehe Athos nicht! Wo ist er?«

»Er ist krank, Herr Hauptmann«, sagte Aramis traurig, »sehr krank.«

»Krank, sehr krank sagt Ihr? So, und was fehlt ihm denn?«

»Ich fürchte, er hat die Windpocken«, erwiderte Porthos, der auch ein Wort mitreden wollte. »Und das ist eine üble Sache, denn die können ihm das ganze Gesicht entstellen.«

»Die Windpocken? Das ist ja wieder mal eine wundervolle Geschichte, die Ihr mir da auftischt, Porthos! In seinem Alter die Windpocken! Nein, aber bestimmt ist er verwundet, vielleicht sogar tot ... Ah, wenn ich das nur wüßte! Teufel auch, meine Herren Musketiere, ich will nicht, daß ihr überall Händel sucht und an jeder Straßenecke vom Leder zieht! Aufkeinen Fall aber kann ich dulden, daß ihr zum Gespött der Gardisten werdet. Das sind tapfere, ruhige und tüchtige Leute, die es niemals so weit treiben, daß man sie festnehmen muß, und die sich übrigens auch niemals festnehmen ließen, die nicht, da bin ich ganz sicher! Die würden lieber tot auf dem Platz bleiben, als auch nur einen Schritt zurückzuweichen. Fortlaufen, sich aus dem Staube machen, flüchten, das ziemt sich nur für die Musketiere des Königs!«

Porthos und Aramis zitterten vor Wut. Sie hätten Herrn de Treville mit Vergnügen erwürgt, hätten sie nicht gespürt, daß allein seine tiefe Zuneigung ihn dieses grobe Geschütz auffahren ließ. So stampften sie nur mit den Füßen auf, bissen sich die Lippen blutig und umklammerten krampfhaft ihren Degenknauf. Draußen hatte man, wie berichtet, nach Athos, Porthos und Aramis rufen hören und an dem Ton erkannt, daß Herr de Treville in grimmiger Laune war. Zehn neugierige Musketiere preßten die Ohren an die Wand und erblaßten vor Empörung, denn sie verloren keine Silbe von den beleidigenden Worten des Hauptmanns, die sie sofort an die Umstehenden weitergaben. Binnen kurzem war das ganze Haus, von der Tür des Vorzimmers bis hinunter zum Hauptportal, in wildem Aufruhr.

»So, die Musketiere des Königs lassen sich von den Gardisten des Kardinals festnehmen!« fuhr Herr de Treville fort, der innerlich genauso wütend war wie seine Soldaten, jedoch betont langsam sprach und ihnen gleichsam jedes einzelne Wort wie ein Stilet in die Brust stach. »Sechs Gardisten Seiner Eminenz verhaften sechs Musketiere Seiner Majestät, so! Alle Teufel, mein Entschluß steht fest! Auf der Stelle gehe ich zum Louvre. Noch heute nehme ich meinen Abschied als Hauptmann der Musketiere des Königs und bewerbe mich um eine Leutnantsstelle in der Garde des Kardinals, und wenn man mich dort abweist, werde ich in drei Teufels Namen Abbé!«

Bei diesen Worten wuchs die Unruhe draußen zum Tumult an, allenthalben wurden Verwünschungen laut, und man hörte nur noch Flüche wie: »Tod und Teufel! Himmel, Kreuz und Schockschwerenot!« D'Artagnan sah sich nach einem Gobelin um, hinter dem er sich verbergen könnte, und er verspürte die größte Lust, unter den Tisch zu kriechen.

»Gut denn, Herr Hauptmann«, rief Porthos außer sich, »wir waren sechs gegen sechs, das stimmt, aber man hat uns hinterrücks überfallen, und ehe wir noch die Degen ziehen konnten, waren schon zwei von uns tot und Athos so schwer verwundet, daß er nicht mehr zählte. Und Ihr kennt ihn, Hauptmann! Zweimal hat er versucht, wieder hochzukommen, und zweimal brach er zusammen. Wir haben uns trotzdem nicht ergeben, nein, mit Gewalt hat man uns fortgeschleppt! Unterwegs sind wir ihnen dann entwischt. Athos haben sie offenbar für tot gehalten und auf dem Kampfplatz zurückgelassen; sie dachten wohl, es lohnt sich nicht mehr, ihn mitzunehmen. So war die Sache. Herrgott noch mal, Hauptmann, man gewinnt nicht alle Schlachten! Der große Popejus wurde bei Pharsalus geschlagen, und Franz I., der doch ansonsten seinen Mann gestanden haben soll, hatte bei Pavia das Nachsehen.«

»Und ich habe die Ehre, Euch zu melden, daß ich einen der Burschen mit seinem eigenen Degen erledigt habe«, sagte Aramis, »denn meiner brach schon bei der ersten Parade entzwei. Erledigt oder erdolcht, ganz wie Herr Hauptmann belieben.«

»Das wußte ich nicht«, erwiderte Treville, schon etwas besänftigt. »Seine Eminenz hat anscheinend übertrieben.«

»Doch eine Bitte«, fuhr Aramis fort, als er merkte, daß Trevilles Zorn etwas abflaute, »eine Bitte nur, Herr Hauptmann! Sagt niemand, daß Athos verwundet ist! Er wäre verzweifelt, wenn es dem König zu Ohren käme, und da die Verwundung sehr ernst ist, es handelt sich um einen Stich in die Schulter, der bis in die Brust gedrungen ist, steht zu befürchten ...«

Im selben Augenblick wurde die Tür aufgerissen, und auf der Schwelle erschien ein Mann mit einem edlen und schönen, aber erschreckend bleichen Gesicht.

»Athos!« riefen alle drei wie aus einem Mund.

»Ihr habt nach mir gerufen«, sagte Athos zu Herrn de Treville mit leiser, doch fester Stimme. »Ihr wolltet mich sprechen, wie mir meine Kameraden gesagt haben, und ich eile, Euerm Befehl nachzukommen. Hier bin ich, was befiehlt Ihr?«

Nach diesen Worten trat der Musketier in tadelloser Haltung, den Degen wie immer umgeschnallt, festen Schritts näher. Tiefgerührt über einen solchen Beweis von Mannhaftigkeit, eilte Herr de Treville ihm entgegen.

»Ich war gerade dabei«, sagte er, »diesen Herren zu erklären, daß ich es meinen Musketieren verbiete, ihr Leben unnötig aufs Spiel zu setzen, denn der König braucht tapfere Leute, und er weiß, daß seine Musketiere die tapfersten von der Welt sind. Eure Hand, Athos!«

Und ohne eine Antwort auf diesen Beweis seiner herzlichen Zuneigung abzuwarten, ergriff Treville die Rechte des Musketiers und drückte sie kräftig, wobei ihm allerdings entging, daß Athos trotz aller Selbstbeherrschung ein schmerzliches Zusammensinken nicht unterdrücken konnte und womöglich noch eine Spur bleicher wurde.

Die Tür war halb offengeblieben, ein solches Aufsehen hatte Athos' Kommen erregt, denn natürlich wußte man längst von seiner Verwundung, obwohl sie geheimgehalten worden war. Beifallsrufe folgten den letzten Worten des Hauptmanns, und in der Türspalte zeigten sich die Köpfe einiger besonders begeisterter Musketiere. Herr de Treville wollte schon diesen Bruch der Etikette mit scharfen Worten rügen, als er auf einmal fühlte, wie sich Athos' Rechte in seiner Hand zusammenkrampfte, und als er ihn daraufhin ansah, merkte er, daß der Musketier nahe daran war, in Ohnmacht zu fallen. Und betäubt vom Schmerz, gegen den er die ganze Zeit verbissen angekämpft hatte, brach Athos im nächsten Augenblick wie tot zusammen.

»Einen Wundarzt!« rief Herr de Treville. »Ruft meinen oder den des Königs! Los, einen Arzt her, oder, zum Henker, um meinen guten Athos ist's geschehen!«

Auf diese Rufe hin stürzte alles aus dem Vorraum in Trevilles Arbeitszimmer und drängte sich um den Verwundeten. Der ganze

Eifer hätte jedoch wenig genützt, wenn nicht zufällig ein Arzt im Hause gewesen wäre. Er schob sich durch die Menge, trat zu dem noch immer Bewußtlosen und verlangte, da ihn der Lärm und die allgemeine Unruhe störte, daß der Verwundete erst einmal in ein Nebenzimmer gebracht wurde. Sofort öffnete Herr de Treville eine Tür und wies Porthos und Aramis, die ihren Kameraden trugen, den Weg. Als letzter folgte der Arzt, hinter dem die Tür ins Schloß fiel.

Für eine Weile verwandelte sich Trevilles Kabinett, dieser Ort, den man sonst nur voller Scheu betrat, in eine Art zweites Vorzimmer. Alle redeten durcheinander, fluchten und schimpften und wünschten den Kardinal mitsamt seiner Garde zum Teufel.

Nachdem Porthos und Aramis schon nach kurzer Zeit zurückgekommen waren, während Treville noch mit dem Arzt bei dem Verwundeten blieb, erschien endlich auch der Hauptmann und teilte mit, daß der Verwundete wieder zu sich gekommen sei; nach Ansicht des Arztes gebe der Zustand ihres Kameraden zu keinerlei Besorgnis Anlaß, da seine Schwäche lediglich auf den großen Blutverlust zurückzuführen sei. Auf einen Wink entfernten sich alle bis auf d'Artagnan, der nicht vergessen hatte, daß er zur Audienz vorgelassen war, und der mit der Zähigkeit des Gascogners an seinem Platz verblieb.

Als die Tür wieder geschlossen war und Herr de Treville sich umwandte, fand er sich mit dem jungen Mann allein. Durch den Zwischenfall hatte er den Faden zu dem Vorhergegangenen verloren, und so fragte er den hartnäckigen Bittsteller, was er wünsche. D'Artagnan nannte seinen Namen, und sofort war Treville, dessen Erinnerung blitzartig die Brücke von der Gegenwart in die Vergangenheit schlug, wieder im Bilde.

»Verzeihung«, sagte er lächelnd, »aber ich hatte Euch gänzlich vergessen. Was wollt Ihr, ein Hauptmann ist ein Familienvater wie jeder andere, nur daß er etwas mehr Verantwortung trägt. Soldaten sind große Kinder; aber da ich darauf sehe, daß die Befehle des Königs und besonders die des Kardinals befolgt werden ...«

D'Artagnan konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Herr de Treville schloß daraus, daß er es mit keinem Dummkopf zu tun habe, und steuerte kurz entschlossen das eigentliche Thema an: